

Carl von Ossietzky
**Universität
Oldenburg**

Bachelorstudiengang BWL für Leistungssportlerinnen
und Leistungssportler (B.A.)

Sport, Gesellschaft, Lebensstil

Thomas Alkemeyer

 Center für
lebenslanges
Lernen



Berufsbegleitender Bachelorstudiengang

BWL für Leistungssportlerinnen und Leistungssportler (B.A.)



Prof. Dr. Thomas Alkemeyer
unter Mitarbeit von Oliver Ehlers

Sport, Gesellschaft, Lebensstil

Impressum

Autor: Prof. Dr. Thomas Alkemeyer

Herausgeber: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg – Center für lebenslanges Lernen C3L

Auflage: 5.Auflage, Erstausgabe 2011

Copyright: Vervielfachung oder Nachdruck auch auszugsweise zum Zwecke einer Veröffentlichung durch Dritte nur mit Zustimmung der Herausgeber, 2021

Oldenburg, März 2021

Prof. Dr. Thomas Alkemeyer



Thomas Alkemeyer, Jahrgang 1955, studierte von 1975-1984 Germanistik, Sportwissenschaft, Philosophie und Erziehungswissenschaft an der Freien Universität (FU) Berlin und schloss dort ein Aufbaustudium Qualitative Methoden der Sozialforschung an. Nach seinem Studium arbeitete er von 1985 bis 1987 als Wiss. Mitarbeiter in dem von der Berlin-Forschung geförderten Forschungsprojekt Mythen, Rituale und Symbole der Olympischen Spiele von 1936 sowie von 1987 bis 1997 als Lehrbeauftragter und Wiss. Mitarbeiter am Institut für Sportwissenschaft der FU Berlin im Arbeitsbereich Soziologie und Philosophie des Sports. In diese Zeit fällt auch seine Promotion zum Dr. phil. (1994) mit

der Arbeit Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936 (publiziert 1996 im Campus-Verlag, Frankfurt/New York) sowie seine Mitarbeit im internationalen Forschungsprojekt Die soziale Umwelt von Spitzensportlern in Deutschland und Frankreich (Förderung durch das Bundesinstitut für Sportwissenschaft). Seine Dissertation wurde 1995 mit dem Ernst-Reuter-Preis für hervorragende Dissertationen ausgezeichnet. Von 1997 bis 2001 war Thomas Alkemeyer Wiss. Assistent zunächst am Institut für Sportwissenschaft, dann am Institut für Philosophie der FU Berlin. Zwischen 1999 und 2001 war er zugleich Mitarbeiter und Projektleiter (mit Prof. Dr. Gunter Gebauer) im Sonderforschungsbereich (Sfb) Kulturen des Performativen im Unterprojekt Die Aufführung der Gesellschaft im Spiel, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurde. Seine Habilitation Zeichen, Körper und Bewegung. Aufführungen der Gesellschaft im Spiel (2000) entstanden ebenfalls in diesem Forschungskontext.

Zeitgleich vertrat er von 1999 bis 2000 eine Professur für Sportsoziologie an der Friedrich Schiller Universität in Jena. Seit 2001 ist er Professor für Sport und Gesellschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit einer Doppelmitgliedschaft am Institut für Sportwissenschaft und am Institut für Sozialwissenschaften. Er ist in Oldenburg darüber hinaus Mitglied des Center for Migration, Education and Cultural Studies (CMC), Lehrender an dem von ihm mit konzipierten kulturwissenschaftlichen Studiengang Kultur-Analysen: Repräsentation, Performativität, Gender sowie seit April 2010 Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive. Im SS 2010 war er als professeur invité am Centre de Sociologie des Pratiques et des Représentations Politiques (CSPRP) der Université Denis Diderot – Paris 7 tätig. Seit April 2011 ist er Mitglied des Akademischen Senats der Universität Oldenburg.

In wissenschaftlichen Fachverbänden war Thomas Alkemeyer von 2000 bis 2008 als Sprecher der Sektion Sportphilosophie in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs) sowie zwischen 2005 und 2010 als Mitglied im Vorstand der Sektion Soziologie des Körpers und des Sports in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) vertreten. Er amtierte darüber hinaus von 2001 bis 2009 als DFG-Sondergutachter für den Bereich Sportsoziologie und ist seit April 2011 als Gutachter für das Bundesinstitut für Sportwissenschaft bestellt.

Zu seinem wissenschaftlichen Engagement gehören schließlich auch seine Tätigkeiten als Mitbegründer – bis Ende 2010 – Mitherausgeber der Zeitschrift SportZeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft (mit Prof. Dr. Lorenz Peiffer, Hannover; Prof. Dr. Bero Rigauer, Oldenburg; PD Dr. Wolfgang Buss, Göttingen) sowie als Mitbegründer und Mitherausgeber

der Zeitschrift Sport und Gesellschaft – Sport and Society. Zeitschrift für Sportsoziologie, Sportphilosophie, Sportökonomie, Sportgeschichte (mit Prof. Dr. Sebastian Braun, Paderborn; Prof. Dr. Klaus Cachay, Bielefeld; Prof. Dr. Helmut Digel, Tübingen; Prof. Dr. Marie-Luise Klein, Bochum), die seit Januar 2004 im Verlag lucius & lucius (Bielefeld) erscheint.

Seine Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind die Soziologie des Körpers und des Sports, soziologische Praxistheorien, die Populärkulturforschung sowie die Lebensstil- und Habitusforschung.

Oliver Ehlers (M.A.)

Oliver Ehlers, Jahrgang 1976, studierte ab 2000 an der Universität Oldenburg Sport- und Wirtschaftswissenschaften mit den Schwerpunkten Freizeitsport und Lebensstil sowie Unternehmensführung und Marketing. Parallel zum Studium war er als studentische Hilfskraft im Fachbereich Sportwissenschaft und als Tutor im Bereich Sport & Gesellschaft tätig. Im Rahmen eines Praktikums in der Abteilung für Brandmarketing im Fußball bei der adidas AG wirkte er 2007 in der Vorbereitung des Markenauftritts zur UEFA EURO 2008™ mit. Von 2007 bis 2009 war er zudem Mitglied eines vom BMWi unterstützten WEB2.0 Gründungsprojekts, das sowohl mit dem Oldenburger Gründerpreis für die beste Gründungsidee 2007 als auch 2008 mit einer Förderung des Gründercampus Niedersachsen bedacht wurde. Sein Studium schloss Oliver Ehlers im Februar 2011 ab. Seine empirisch fundierte Abschlussarbeit über kommerzielle Angebote in post-modernen Bewegungskulturen am Beispiel der deutschen Wellenreitszene wurde von der Fakultät IV der Universität Oldenburg als herausragende Abschlussarbeit im Fach Sportwissenschaft prämiert. Aktuell ist Oliver Ehlers als Team- und Outdoortrainer tätig und studiert an der Universität Oldenburg die Fächer Sport und Ökonomische Bildung mit dem Ziel Master of Education.

INHALTSVERZEICHNIS

PROBLEMSTELLUNG.....	7	
1	VON DEN ANALYSEN SOZIALER STRUKTUREN ZUR SOZIOLOGIE DER LEBENSSTILE – EINE HERLEITUNG	12
2	GRUNDPROBLEME UND HISTORISCHE VORLÄUFER DER LEBENSSTILFORSCHUNG	20
2.1	Kultursoziologische Zugänge	21
2.2	Soziologisch-anthropologische Zugänge	22
3	ANNÄHERUNGEN AN ZWEI ZENTRALBEGRIFFE: STIL UND STILISIERUNG.....	33
3.1	Implizite und explizite Stile	33
3.2	Stilisierung	38
4	MAPPING THE FIELD: STRUKTURIERUNGS- UND ENTSTRUKTURIERUNGSANSÄTZE	42
4.1	Strukturierte Strukturierung: Der „Raum der sozialen Positionen“ und der „Raum der Lebensstile“ (Pierre Bourdieu)	42
4.1.1	Der doppelte Bruch mit dem Objektivismus und dem Subjektivismus	44
4.1.2	Der Raum der sozialen Positionen und der Raum der Lebensstile.....	46
4.1.3	Körper und Gesellschaft.....	50
4.1.4	Der Geschmack als ‚Produzent‘ des Raums der Lebensstile	52
4.2	Entstrukturierungsansätze: Von der Klassentheorie Pierre Bourdieus zur „Erlebnisgesellschaft“ Gerhard Schulzes	59
4.3	Die Vervielfältigung der Stile in der „Pluralisierten Klassengesellschaft“	62
5	SPORT ALS BÜHNE GESELLSCHAFTLICHER UNTERSCHIEDSKÄMPFE	69
5.1	Zur Schichtabhängigkeit des Sporttreibens	69
5.2	Sportraum und sozialer Raum	74
5.2.1	Wechselbeziehungen zwischen Angebot und Nachfrage.....	74
5.2.2	Entwicklungslinien im deutschen Sportraum	76
5.2.3	Verein und Szene.....	79

5.3	Sport als öffentliche Bühne einer in den Medien der Körperlichkeit vollzogenen sozialen Repräsentationsarbeit	91
6	DIE BEDEUTUNG VON MASSENMEDIEN, WERBUNG UND WARENÄSTHETIK ALS „STIL-FOREN“ FÜR POSTTRADITIONALE VERGEMEINSCHAFTUNGEN UND DISTINKTIONSPRAKTIKEN	98
6.1	Massenmedien und Warenästhetik als „Stil-Foren“ und Arenen der Ausarbeitung von „Stil-Modellen“	98
6.2	Bricolage, die Kreativität der Praxis und die lokale Aneignung globaler Güter	102
6.3	Wechselspiele zwischen Angebot und Nachfrage am Beispiel des Wellenreitens	109
6.3.1	Surfboards	110
6.3.2	Kleidung	113
6.4	Das (Stil-)Wissen der Anbieter	115
6.5	Zum Abschluss: <i>Mimesis</i> und <i>Poiesis</i> in den Strategien der Anbieter	117

ANHANG

7	INTERNETADRESSEN	120
8	LITERATURVERZEICHNIS	121

PROBLEMSTELLUNG

Wer heute durch eine Großstadt streift, sieht vieles, was in den 1960er Jahren noch nicht zu sehen war: Jogger, die in exhibitionistischer Sportkleidung ihre Kilometer bolzen, Inlineskater beim virtuosen Slalom um Fußgänger, auf Treppenstufen krachende Skateboarder, sanft vorbei surrende Fixed-Gear-Bikes oder Menschen aller Altersgruppen und Geschlechter, die sich hinter den gläsernen Fassaden der Fitnessstudios auf Laufbändern und an Kraftmaschinen mühen.

Im Mittelpunkt dieser Veränderungen stehen die vielfältigen Auftritte des Körpers, die ohne einen expandierenden Markt sportbezogener Produkte und Dienstleistungen nicht möglich wären. Vor 40 oder 50 Jahren hatte der Körper noch kaum Gelegenheit zur öffentlichen Selbstdarstellung. Körperlichkeit, Schweiß und nackte Haut hatten ihre Orte hinter den Mauern der privaten Lebenswelten und in der Arbeitswelt. Körperliche Ertüchtigung fand in den aus dem öffentlichen Leben ausgegliederten Spezialräumen von Turnhallen und Tanzsälen statt; Bodybuilder gingen ihrer Leidenschaft in schimmlichen Hinterhöfen nach. Der öffentliche Raum war für derartige Betätigungen tabu, vielleicht auch aus Nachkriegsscham: Immerhin hatte das seit dem 19. Jahrhundert anschwellende Gerede von der Stählung des Körpers und der Gesundheit des ‚Volkskörpers‘ spätestens mit dem Krieg seine Unschuld verloren. Heute dagegen macht das demonstrative Spiel mit dem Körper, seine auf Wirkung berechnete Formung und Gestaltung, das öffentliche Leben bis zum Überdruß sexy, vor allem in den Großstädten. Sportaktivitäten und sportive Attribute in nahezu allen Bereichen der populären Kultur – von der Mode bis zur Musik – sind bedeutsame stilistische Möglichkeiten der Lebensführung geworden. Gemeinsam mit auffälligen Accessoires – von der Sonnenbrille über den spacigen Helm bis zum ipod – und oft luxuriösen High-Tech-Sportgeräten dienen sportive Praktiken und Gesten als Medien der Selbstdarstellung im Konkurrenzkampf um das knappe Gut ‚Aufmerksamkeit‘. Zugleich sichern die Attribute eines sportiven Lebensstils den Anschluss an einen vergleichsweise jungen Typus der Gemeinschaftsbildung, der in soziologischen Zeitdiagnosen überwiegend als Szene bezeichnet wird. Weil sich dieser Gemeinschaftstyp phänomenal wie strukturell klar von traditionellen Typen der Gemeinschaft wie der Familie oder dem (Sport-)Verein abhebt, bezeichnen ihn Soziologen gern als *posttraditional*.

In seinen vielfältigen, historisch sich wandelnden Verhaltensweisen, Darbietungsformen und Ausdrucksmöglichkeiten ist der menschliche Körper niemals nur der natürlich-biologische Teil des Menschen, sondern stets auch ein Produkt gesellschaftlicher Formungen und kultureller Kodierungen, das heißt ein sozialer Körper, der in Interaktionen wie eine *Anzeigetafel* behandelt wird, auf der sich ständig zahllose Daten ablesen lassen: Gruppenmitgliedschaften, Milieuzugehörigkeiten, individuelle Zustände usw. (vgl. Hirschauer 2008, S. 89). In wohl allen Gesellschaften zeigen sich vorherrschende Weltbilder wie auch der soziale Rang einer Person an der Form der körperlichen Bewegungen, an der Art und Weise zu sprechen, zu gehen oder zu sitzen, an Praktiken der Körperpflege und des Körperschmucks, an Haltungen und Gestik. In der griechischen Antike beispielsweise zeichneten eine würdevolle Art sich zu bewegen, ein gemessener Schritt, ein aufrechtes Stehen und

Sitzen mit geradeaus gerichtetem Blick den freien Mann aus, während Sklaven in gebückter Haltung mit gesenktem Blick dargestellt wurden und die Bewegungen von Frauen vergleichsweise grazil und weniger raumgreifend waren. In der modernen Gesellschaft scheinen die Verflechtungen zwischen dem Körper und der sozialen Welt besonders tief zu gehen. Das Aussehen des Körpers, seine Bewegungen, Haltungen und Gesten markieren nicht nur den sozialen Status und die Gruppenzugehörigkeit einer Person, sondern gelten auch als unverfälschter Ausdruck ihrer inneren („charakterlichen“) Eigenschaften: Der Körper ist zu einer als besonders aussagekräftig geltenden *Visitenkarte der Person* geworden. Als ein vermeintlich authentisches Zeugnis ihrer Lebensführung wird er von den Blicken der anderen, aber auch vom Blick auf sich selbst (zum Beispiel im Spiegel), permanent ‚gelesen‘ und taxiert.

Als übergeordnetes Leitbild hat dabei in den vergangenen 40 Jahren das in zahllosen Sportübertragungen, in der Werbung und in der Warenästhetik kommunizierte Ideal des jugendlich-sportlichen Körpers einen prominenten Einfluss erlangt – mit signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschieden. Dieses Bild ist der Dreh- und Angelpunkt vielfältiger Techniken der Selbstmodellierung, von der Ernährung über körperliches Training bis hin zur plastischen Chirurgie. Weitaus wichtiger als der ganze modische Chic, mit dem er sich schmückt, ist offenbar der Zustand des Körpers selbst. Nur ausgezogen oder zumindest knapp bekleidet zeigt er seine tatsächliche Form: Er belegt und beglaubigt das Ernährungs- und Gesundheitsbewusstsein der Person, ihr Vermögen zu Selbstdisziplin und persönlicher Meisterschaft, ihren Willen zum Stil. Diese geradezu kultische Verehrung des in Form gebrachten Körpers hat eine negative Kehrseite: In ihrer Folge droht als faul, stillos und letztlich überflüssig abgewertet oder sogar ausgegrenzt zu werden, wer seinen Körper nicht visuell unter Kontrolle hält und es versäumt, ihm eine gesellschaftlich anerkannte Best- oder zumindest Normalform zu geben. Zunehmend scheint sich am Zustand des Körpers zu entscheiden, ob man in die Gruppe der ‚Leistungswilligen‘ oder in die Klasse der ‚Leistungsunwilligen‘ einsortiert wird, wie sich nicht zuletzt an den gegenwärtig öffentlich geführten Debatten um ‚Fettleibigkeit‘ zeigen ließe.

In einem sich gegenseitig stimulierenden Prozess sind in den vergangenen Jahrzehnten zusammen mit der Aufmerksamkeit für den Körper auch die Möglichkeiten seiner sportiven Formung und Gestaltung geradezu explosionsartig angewachsen. Neben den klassischen organisierten Sportbetrieb im Verein sind zahlreiche neue Sportmöglichkeiten getreten, die mit unterschiedlichen Motiven an verschiedenen Orten außerhalb der etablierten Sportinstitutionen ergriffen werden – vom Fitness- und Gesundheitssport in kommerziellen Studios, Wellness-Praktiken in ‚Wohlfühllosen‘ oder Aktivreisen in Clubanlagen über das private Tai-Chi-Training im Park bis hin zu jenen riskanten Praktiken eines neuen Straßen- und Natursports, wie Skateboarding, BMX-Radfahren, Paragliding, Rafting oder Wellenreiten, die ein überwiegend urbanes Publikum anziehen. Alle diese Modelle einer ausdifferenzierten Sport- und Bewegungskultur haben ihre eigenen Körperideale und Bewegungsformen, ihre spezifischen Orte, Moden und Geräte, ihre Gesten und Rituale, die gemeinsam einen bestimmten *Stil* ausprägen. Sie belegen einen Strukturwandel

des Sports, der auf einen Wandel in den Tiefenstrukturen der modernen Gesellschaft hindeutet, diesen Wandel aktiv mitgestaltet, ja ihm womöglich sogar voraus-eilt. Im Feld des Sports selbst haben diese Veränderungen zu einem Dominanzverlust des traditionellen Vereinssports geführt. Sie sind vor allem durch vier miteinander verzahnte Entwicklungen geprägt: *erstens* eine Inklusion (Einschluss) bislang sportferner sozialer Gruppen, *zweitens* eine zunehmende Ausdifferenzierung von Sportarten und *-möglichkeiten*, *drittens* Veränderungen der Organisationsformen des Sporttreibens, schließlich *viertens* eine zunehmende Kommodifikation des Sports, das heißt seine Verwandlung zu einer Ware, und damit verbunden eine tendenzielle Wandlung des Sportakteurs zum Konsumenten. Seit den 1970er Jahren haben die Menschen in den westeuropäischen Konsumgesellschaften die Möglichkeit, auf der Grundlage ihres sozialen Geschmacks aus einem zunehmend umfangreichen Reservoir globalisierter sportbezogener Güter, Symbole, Körperformen und Bewegungsmuster auszuwählen und sich unter professioneller Anleitung oder in Eigenregie einen bestimmten Körper- und Bewegungsstil anzueignen. In einem komplexen Medienverbund aus Warenästhetik, Werbung und (visuellen) Massenmedien wird dieser Stil mit spezifischen Bedeutungen, Vorstellungen und Emotionen versehen. Der lokale Konsum derart kommunikativ aufgeladener Güter, Körpertechniken und Attribute aus der globalisierten Welt des Sports steht in Verbindung mit permanent neu entstehenden physischen, ökonomischen und kulturellen Bedürfnissen in der sich wandelnden Konsumgesellschaft. Die Ausgestaltung eines Körper- und Bewegungsstils an der Schnittstelle zwischen Konsummöglichkeiten und gesellschaftlichen Bedürfnissen dient dabei dem Erringen, der Sicherung und der Demonstration von sozialem Status sowie der Gruppenbildung in unterschiedlichen sozialen Milieus.

Diese neue Vielfalt sportbezogener Phänomene und Praktiken legt es nahe, auch von einer Vielzahl von Motiven und Gründen für das Sportengagement auszugehen. Den Praktiken und Bildern eines jeden Sportmodells sind offenbar je besondere Körperideale und Wertorientierungen, Subjektkonzepte und Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit eingeschrieben, die empirisch – beispielsweise durch ethnographische Forschung – zugänglich gemacht werden können. Soziologisch gesehen bildet der ausdifferenzierte kulturelle Raum des Sports der modernen Gesellschaft ein „Theater der Distinktionen“ (Gebauer 1986), auf dessen diversen Bühnen sich Individuen zu ‚bewegten Gemeinschaften‘ verbinden, die sich sinnfällig voneinander unterscheiden und gegeneinander abgrenzen. Die Formung und Gestaltung des Körpers im Sport, das Realisieren bestimmter Körper- und Bewegungsstile und die Verbindung des Sporttreibens mit Mode, Musik, Design und vielfältigen Accessoires lassen sich in dieser Perspektive als Manifestationen einer *gesellschaftlichen Repräsentationsarbeit* begreifen, mit der soziale Akteure ihr Anderssein für andere wie für sich selbst ausstellen und greifbar machen. Empirische Untersuchungen deuten darauf hin, dass die subjektiven Wahlen aus der Vielfalt sportiver Angebote in signifikanten Beziehungen mit den Vorlieben in anderen kulturellen Bereichen, beispielsweise der Musik, der Mode, des Essens oder der Reiseziele und -formen, stehen. Erst in der regelmäßigen Kombination unterschiedlicher kultureller Attribute und Praktiken konstituiert und zeigt sich ein identifizierbarer Stil, der den kombinierten Attributen und Praktiken eine gewisse Einheitlichkeit verleiht. In der

sozialen Praxis haben Stile somit sozial und kulturell homogenisierende, aber auch differenzierende sowie Abweichung und Protest signalisierende Effekte und Funktionen. In genau diesem Sinne hat der amerikanische Soziologe Erving Goffman (1977, S. 319) vom Stil als der „Aufrechterhaltung expressiver Identifizierbarkeit“ gesprochen (vgl. Willems 2008, S. 290).

Zentrale lebensstil- und sportsoziologische Fragen betreffen vor diesem Hintergrund *erstens* die Bedingungen und Freiheiten der erwähnten *Geschmackswahlen* und damit der *Stilisierungen* des eigenen Lebens, *zweitens* die Bedeutung von Lebensstilen für die soziale *Integration* und *Differenzierung* der modernen Gesellschaft, *drittens* die spezifische Bedeutung des Sports als Möglichkeit des *Vollzugs* und der *Symbolisierung* eines (*Lebensführungs*-)Stils, schließlich *viertens* das Verhältnis von *kapitalistischer Verwertungsinteressen* und *Lebensstilen*, also letztlich von *Ökonomie* und *Kultur*. Sie sind deshalb die Leitfragen dieses Moduls.

KAPITEL 1: VON DEN ANALYSEN SOZIALER STRUKTUREN ZUR SOZIOLOGIE DER LEBENSSTILE – EINE HERLEITUNG

Lernergebnisse des Kapitels:

- die Gründe für das Aufkommen der Lebensstilsoziologie seit den 1970er Jahren verstehen,
- zentrale Begriffe kennenlernen (Individualisierung, Pluralisierung, Stratifikation) sowie
- einen ersten Einblick in die verschiedenen Strömungen der Lebensstilsoziologie gewinnen.

1 VON DEN ANALYSEN SOZIALER STRUKTUREN ZUR SOZIOLOGIE DER LEBENSSTILE – EINE HERLEITUNG

„Montags Tai Chi, dienstags Jogging im Wald, mittwochs Fußball und am Wochenende Bauchtanz in der Männergruppe“, so hat der Sportsoziologe Karl-Heinrich Bette (1993, S. 44) vor nunmehr 25 Jahren ein angeblich für die 1980er und 1990er Jahre symptomatisches Sport- und Freizeitverhalten charakterisiert, dessen Kennzeichen es sei, dass eine wachsende Zahl von Personen „im Sinne frei flottierender Bindungsfähigkeit zwischen verschiedenen Körperbetätigungen hin und her“ wechsele (ebd.). Die Sozialfigur des Freizeitsportlers entspricht in dieser Perspektive dem Bild eines *bricoleurs*, das heißt eines Bastlers¹, der sich aus den Schubladen verschiedener Sportangebote nach Lust und Laune bedient, um aus dem Vorgefundenen eine unverwechselbare individuelle Sportbiografie zusammenzufrickeln’.

Im Hintergrund solcher flott geschriebenen sportsoziologischen Zeitdiagnosen tönt unüberhörbar der Sound der *Individualisierung*. Als Leitbegriff einer neuen Konzeptualisierung der Wirklichkeit seither gern auch als *postmodern* etikettierter westlicher Gesellschaften hat dieses Schlagwort seit den 1980er Jahren nicht nur im wissenschaftlichen Diskursuniversum, sondern auch in beinahe jeder öffentlichen Debatte für einiges Aufsehen und erhitzte Diskussionen gesorgt (vgl. Schroer 1997). Der vielleicht wichtigste Ausgangs- und Bezugspunkt der Debatten war dabei die 1983 von dem Bamberger Soziologen Ulrich Beck gestellte Frage „Jenseits von Stand und Klasse?“. Mit dieser Frage spitzte Beck eine seit dem Ende der 1970er Jahre zunehmend kontrovers geführte zeitdiagnostische Diskussion um die *Struktur sozialer Ungleichheit und deren Wandel* prägnant zu. Im Kern ging es in diesen Kontroversen um die Tragfähigkeit klassischer soziologischer Ansätze zur Beschreibung und Erklärung sozialer Differenzierung. Becks Frage traf den Nerv einer Zeit radikaler Umbrüche im Selbstverständnis moderner Gesellschaften: Mit der wachsenden Komplexität großtechnischer Systeme schienen neue, weder prognostizier- noch versicherbare Risiken von Pannen, Unfällen und Katastrophen die gesamte Menschheit zu bedrohen – und zwar unabhängig von allen Unterschieden der Reichtumsverteilung. Mit seinem – zufällig im Jahr des AKW-Unfalls im damals noch sowjetischen Tschernobyl erschienenen – Buch über die *Risikogesellschaft* (1986) schuf Beck ein griffiges Label für eine Gesellschaft, die sich in der paradoxen Situation befand, handeln zu müssen, ohne (mehr) über gesicherte Entscheidungsgrundlagen zu verfügen. Das Selbstbild der klassischen wissenschaftlich-technischen Zivilisation, den Lauf der Welt durch Berechnung beherrschen zu können, erwies sich – nicht zuletzt vor dem Hintergrund sogenannter Umweltkatastrophen – zunehmend als brüchig. Gleichzeitig hatten die Erhöhung des materiellen Lebensstandards, die Bildungsexpansion,

¹ Das Konzept des *bricoleurs* wird in Kapitel 6 näher ausgeführt.

der Ausbau des Wohlfahrtsstaats und die Entfaltung des Dienstleistungssektors bereits seit den 1950er Jahren Zweifel darüber aufkommen lassen, ob sich die soziale Wirklichkeit moderner Gesellschaften mit *Stratifikationsmodellen* noch angemessen abbilden und begreifen ließe. Mit der Behauptung einer „Gemeinsamkeit der Risiken“ (Beck 1986, S. 154), unabhängig von der Zugehörigkeit zu Klasse, Schicht, Beruf, Nachbarschaft, Geschlecht oder Generation, brachte Beck ein weiteres, hochgradig evidenzbasiertes Argument in die sozialtheoretische Debatte ein, das diesen Zweifel nährte: Zunehmend wurde fraglich, ob Standes-, Klassen- und Schichtzugehörigkeiten noch als primäre Ordnungsschemata der modernen Gesellschaft anzusehen und in soziologischen Untersuchungen kategorial in Anspruch zu nehmen seien.

Unter *Stratifikation* versteht man in der Soziologie die Phänomene *sozialer Schichtung*. Stratifikationsmodelle gehen davon aus und versuchen empirisch zu belegen, dass Gesellschaften – grundsätzlich oder in bestimmten typischen Ausformungen – stufenförmig, also *hierarchisch*, aufgebaut sind. Dabei werden die Stufen auf der Grundlage einer Einteilung (*Klassifizierung*) der sozialen Akteure nach bestimmten Kriterien gebildet.

So sind für die *Stände* der Feudalgesellschaft unter anderem Freiheitsrechte, Privilegien und exklusive Lebensgewohnheiten konstitutiv. Die *Ständegesellschaft* bildet so ein System sozialer Schichtung mit extrem hoher *Schließung*.

Die *Klassenbildung* hängt hingegen von der Stellung eines Individuums zu den *Produktionsmitteln* bzw. vom *Kapital-Besitz* (Karl Marx) ab. Die *Klassengesellschaft* bildet demnach eine *antagonistische Sozialordnung*, in der sich die Klassen (bei Marx die Eigentümer der Produktionsmittel auf der einen Seite und die Eigentümer ihrer bloßen Arbeitskraft auf der anderen Seite) im Modus des Klassenkampfes aufeinander beziehen.

Schichten schließlich werden *mehrdimensional* gebildet, üblicherweise über die Variablen *Bildung, Einkommen, Beruf* und *Prestige*. Die Beschreibung einer stratifizierten Gesellschaft mittels des Schichtkonzepts impliziert die Annahme einer vergleichsweise großen Offenheit zwischen den Schichten, das heißt von sozialer (Aufwärts- und Abwärts-) *Mobilität*.

Neben der Frage nach der *sozialen Mobilität* ist die Frage nach dem *Status der Stratifikation* für die Schichtungsforschung sehr wichtig. Schon Karl Marx hat mit der Unterscheidung von *Klasse an sich* und *Klasse für sich* auf die Differenz *objektiver* und *subjektiver* sozialer Schichtung aufmerksam gemacht. Objektiv können Schichten beispielsweise über die bereits genannten Variablen Einkommen, Bildung und Beruf bestimmt werden. Als wirkliche, (politisch) handlungsfähige soziale Einheiten sind Klassen oder Schichten aber nur dann vorhanden, wenn sich die Individuen ihnen auch zugehörig fühlen, wenn sie sich also mit anderen Mitgliedern derselben Klasse oder Schicht identifizieren und sich selbst als eine Klasse bzw. Schicht wahrnehmen und (an-)erkennen. Diese Identifikation beruht auf den *subjektiven Vorstellungen* und *sozialen Repräsentationen*, welche die Individuen von der bestehenden Sozialstruktur entwickeln und – beispielsweise in Mythen, Erzählungen, Bildern oder ihren sinnlich wahrnehmbaren Verhaltensweisen – ausdrücken. Über derartige Identifikationen ordnen die Akteure sich selbst und andere in der Sozialstruktur ein. Das heißt, sie weisen sich permanent gegenseitig Positionen zu und klassifizieren sich.

Einen einflussreichen – später noch genauer dargestellten – Ansatz zur *Verbindung* des Konzepts *objektiver sozialer Klassifizierung* mit dem Konzept der *subjektiven Klassi-*

fizierung hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu entwickelt. Eine objektiv gegebene, in den sozialen Kämpfen der verschiedenen Klassen und Klassenfraktionen sich dauernd verändernde, soziale Ordnung wird nach Bourdieu von den Individuen einverleibt (*inkorporiert*). Objektive soziale Unterschiede werden damit zur Grundlage sozialer Unterscheidungen (*Distinktionen*), welche die subjektiven Wahrnehmungen der sozialen Welt organisieren.

Die Behauptung eines Bedeutungsverlusts der genannten klassischen Ordnungsschemata von Gesellschaft für die individuellen Biografien impliziert die Annahme einer zumindest tendenziellen Herauslösung der Menschen aus den schicksalhaft vorgegebenen Zusammenhängen gesellschaftlicher Großgruppen. Mehr oder weniger auf sich gestellt, hätten die Menschen nun die Chance, seien aber auch dazu gezwungen, „sich selbst – um des eigenen Überlebens willen – zum Zentrum der eigenen Lebensplanung und Lebensführung zu machen“. Sie könnten und müssten – so eine vielzitierte Formel Becks – zu „Kapitänen ihrer Lebensläufe“ werden (Beck 1986, S. 116ff.).

Die Semantik des Individualisierungsbegriffs changiert mithin zwischen Zerfall, Befreiung und Zwang. Je nach Geschmack und politischer Orientierung wird es seither *entweder* benutzt, um einen Verlust an Solidarität und bergenden Zusammenhängen im Zeichen eines angeblich um sich greifenden hedonistischen Egoismus zu beklagen. In dieser Lesart ist Individualisierung ein bloßes Synonym für *Atomisierung* und *Vereinzelung*. Als Belege für diese Interpretation halten (vermeintlich) wachsende Scheidungsraten, Parteienverdrossenheit, Mitgliederschwund in Kirchen, Vereinen und Gewerkschaften, der Rückgang ehrenamtlichen Engagements oder der Anstieg von Singlehaushalten her. Oder „Individualisierung“ wird mit einer *Befreiung* des Individuums aus großgruppentypischen „Verbindlichkeiten und Mentalitätsformen“ (Soeffner/Raab 2003, S. 689) gleichgesetzt. Als empirische Belege für diese Deutung werden unter anderem das sukzessive Eingehen immer neuer – und damit vergleichsweise flüchtiger – Bindungen oder neue Formen politischer Interessensvertretung, zum Beispiel in Bürgerinitiativen, angeführt.

Exkurs: Individualisierung als Kennzeichen der modernen Gesellschaft

Der Befund, Individualisierung sei eines der zentralen Kennzeichen der modernen Gesellschaft, gehört seit den Anfängen der Soziologie im 19. Jahrhundert zu deren eingefleischten Grundüberzeugungen. In seiner ebenso berühmten wie einflussreichen Schrift *Über die Demokratie in Amerika* hatte bereits der konservative Historiker Alexis de Tocqueville (1805-1859) darauf hingewiesen, dass sich das Band zwischen den Menschen in der modernen egalitär-individualistischen Gesellschaft lockern und die Einzelnen zunehmend voneinander getrennt würden. Tocqueville argumentierte vor dem Hintergrund des Bildes einer integrierten traditionellen Gesellschaft, in der ein jeder einen genau definierten Platz innehatte, so dass er mit den anderen fest verbunden sei: Über jedem Einzelnen finde sich jemand, dessen Protektion er benötige, und hinter jedem einer, dessen Hilfeleistung er fordern könne (vgl. Dumont 1976, 32 f.). In der durch formale Gleichheit und Konkurrenz sich auszeichnenden modernen Gesellschaft aber löse sich dieses feste, Stabilität

und Sicherheit verbürgende, die individuellen Freiheiten allerdings auch einschränkende Gefüge sozialer Positionen auf. Eine Gesellschaft, in der ein jeder scheinbar beliebig handeln könne und bestrebt sei, sich nur um sich selbst zu kümmern, sei kaum mehr in der Lage, kollektive Verbindlichkeiten her- und sicherzustellen. Dieses Motiv klingt sowohl im *Anomie*-Begriff der Soziologie Emile Durkheims (er bezeichnet damit einen Zustand schwacher oder fehlender sozialer Normen), als auch in Karl Marx' Konzept des *vereinzelt Einzelnen* wie schließlich auch in Max Webers Diagnose einer Herauslösung der Individuen aus der traditionellen Welt religiöser Bindungen – der viel zitierten *Entzauberung der Welt* infolge des Prozesses der Aufklärung – an. Besteht eine Gemeinsamkeit all dieser Theorien darin, eine Zerrissenheit der modernen industriekapitalistischen Kultur zu konstatieren, so unterscheiden sich jedoch die Standpunkte und Perspektiven fundamental: Während Marx unter dem Blickwinkel einer revolutionären Veränderung der Produktionsverhältnisse und der Selbstvergesellschaftung der Individuen argumentierte, hatte die sich in ihrer Frühzeit überwiegend als Ordnungsmacht verstehende, sogenannte *Positive Soziologie* eher systemerhaltenden Charakter: Ihr ging es um eine erneute Integration der Gesellschaft im Rahmen der bestehenden Produktionsverhältnisse.

Wie auch immer Individualisierung im Einzelnen aufgefasst und bewertet wird: Einig sind sich die Vertreter der unterschiedlichen Deutungen dieses Begriffs immerhin darin, dass die moderne Gesellschaft durch einen tiefgreifenden Strukturwandel gekennzeichnet sei. Allerdings haben beide Deutungen unterschiedliche Konsequenzen: Wenn man Individualisierung mit Vereinzelung, Atomisierung und Egoismus gleichsetzt und damit – in Anlehnung an die frühe Soziologie Durkheims – die Gefahren der Anomie und Desintegration, also der ‚Zersetzung‘ der Gesellschaft, heraufbeschwört,² dann stellt sich die Frage, wie diesen, den gesellschaftlichen Zusammenhang angeblich bedrohenden, Entwicklungen Einhalt geboten und das Übermaß individueller Selbstentfaltung eingedämmt werden könne (vgl. Schroer 1997, S. 175). Wenn man Individualisierung jedoch, wie Beck, prozessual denkt, das heißt von einem permanenten Wechselspiel zwischen Herauslösung und Wieder- bzw. Neueinbindung (zum Beispiel in die neuartigen sozialen Gebilde von Lebensstilgemeinschaften und Szenen) ausgeht, dann stellt sich diese Frage gar nicht erst. Stattdessen gilt das Interesse jenen neu entstehenden Bindungsformen mit ihren jeweiligen Kontroll- und Zwangsmechanismen, welche die alten Bindungen, Zwänge und Kontrollen abzulösen scheinen. Beck (1986, S. 211) zufolge zeichnen sich Individualisierungsprozesse unter den Bedingungen einer von ihm so genannten „fortgeschrittenen Moderne“ durch den Widerspruch aus, dass diese Bedingungen „individuelle Verselbständigungen“ gerade unmöglich machen: Der Einzelne werde „zwar aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst“, dafür jedoch neuen Zwängen, Standardisierungen und Kontrollen vor allem des Arbeitsmarktes und „der Konsumexistenz“ unterworfen: „An die Stelle traditionaler Bindungen und Sozialformen (soziale Klasse, Kleinfamilie) treten sekundäre Instanzen und Institutionen, die den Lebenslauf des einzelnen prägen [...]“. Das moderne Individuum ent-

² So der Rechtsextremismusforscher Wilhelm Heitmeyer in seinen Arbeiten aus den 1990er Jahren (1997 a, b).

wickle zwar ein Selbstverständnis individueller Verfügung und Autonomie, es sei jedoch gegenläufig zu dieser sich durchsetzenden „Bewußtseinsform“ in Wirklichkeit kaum mehr als ein „Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten [...]“. So werde „gerade die individualisierte Privatexistenz immer nachdrücklicher und offensichtlicher von Verhältnissen und Bedingungen abhängig, die sich ihrem Zugriff vollständig entziehen.“ (ebd.)

Becks Individualisierungskonzept weist damit Gemeinsamkeiten mit dem *Modell einer Pluralisierung von Lebenslagen und Milieus* in der so genannten *postmodernen Gesellschaft* auf, das maßgeblich von Stefan Hradil (vgl. z.B. 1992) formuliert wurde. In diesem Modell wird der Einfluss klassischer sozioökonomischer Strukturzwänge (etwa des Einkommens und der Bildung) auf die soziale und kulturelle Praxis der Subjekte ebenfalls in Frage gestellt und demgegenüber behauptet, aus dem Zerfall traditionaler Gemeinschaften resultiere eine Diversifizierung sozialer Ungleichheit: ‚Alte‘, bislang „aus der klassischen Triade der Schichtungsforschung: Einkommen, Bildung und Prestige“ (Soeffner/Raab 2003, S. 690) abgeleitete Ungleichheiten würden, so die These, durch ‚neue‘ Ungleichheiten abgelöst, die eine bis dato unbekannte Vielfalt von Ursachen, Erscheinungsformen und Erlebnisweisen erkennen ließen. Eine solchermaßen individualisierte, differenzierte und pluralisierte soziale Ungleichheit könne aber nicht mehr durch die klassischen soziologischen Determinationskonzepte der Klassen- und Schichtungsmodelle erklärt werden, so dass neue Beschreibungs- und Erklärungsmodelle erforderlich seien. Bei Hradil sind dies die *Konzepte pluralistischer sozialer Lagen und Milieus*.

Während Beck und Hradil das Modell der Klassen- oder Schichtengesellschaft radikal verabschiedeten, nahmen andere Soziologen, zum Beispiel Hans-Peter Müller (1992) und Michael Vester et al. (2001, Erstausgabe 1993), bereits in den 1990er Jahren gemäßigte Haltungen ein und forderten vor allem eine stärkere empirische Fundierung der individualisierungs- bzw. pluralisierungstheoretischen Kritik an klassischen soziologischen Strukturierungskonzepten. Jenseits der Frage nach dem Fortbestand oder der Auflösung sozialer Klassen oder Schichten wurden sich jedoch nahezu alle sozialwissenschaftlichen Theoretiker in der Folge der Debatten um die Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen darin einig, dass die Strukturierung der modernen Gesellschaft und der soziale Status nicht ausschließlich von ökonomischen Variablen wie dem Einkommen determiniert werden, sondern auch von den *Modi und Stilen der Lebensführung* abhängen. In diesem Sinne hat die Individualisierungsdiskussion der 1980er Jahre „das Blickfeld der Sozialstrukturanalyse umfassend erweitert“ (Soeffner/Raab 2003, S. 690): Sie ließ neben der Fokussierung des soziologischen Blicks auf Bildung, Einkommen und Beruf auch andere, für die soziale Positionierung der Akteure relevante Bereiche und Praktiken in den Blick treten, die gemeinhin unter den Begriff der (Alltags-)Kultur subsumiert werden: Gesundheitsverhalten und Ernährungsgewohnheiten, Familienformen, Partnerschaftsmodelle und Liebeskonzepte, politisches Verhalten und Engagement in Freiwilligenorganisationen, Modepräferenzen und Sportengagement, alltägliche Muster der Lebensführung und Verhaltensroutinen, ästhetische Präferenzen und Abneigungen in ganz disparaten Bereichen des täglichen Lebens – vom Essen und Trinken über

Kunst und Musik bis hin zu Arbeit, Spiel und Sport. Diese Ausdehnung des soziologischen Blickwinkels auf alle möglichen (alltags-)kulturellen Phänomene ist deshalb auch als ein *kulturalistischer Perspektivschweng der Soziologie* bezeichnet worden (vgl. Berking/Faber 1989; Soeffner/Raab 2003, S. 690). Zusätzlich zur empirischen Erfassung soziodemographischer Daten (Alter, Bildung, Beruf, Einkommen, Haushaltsstruktur, usw.) mit den Methoden einer messenden, *quantitativen Sozialforschung* traten im Zuge dieses Schwengs verschiedene, durch sinnrekonstruktive, *qualitative Forschungsmethoden* der Beobachtung und Befragung erschließbare Dimensionen der Lebensführung ins Blickfeld. Als neue soziale Differenzierungslinien neben den (messbaren) ökonomischen Unterschieden wurden nun auch (beobacht- und erfragbare) sozialkulturelle Unterschiede und deren symbolische Bedeutungen ins Visier genommen.

Entscheidend war dabei die Annahme, dass große Teile der Bevölkerung ihre *Stile* der Lebensführung seit den 1980er Jahren in immer höherem Maße *bewusst* zu wählen in der Lage seien. In der seinerzeit neu aufkommenden Lebensstil-Soziologie ist dieser Prozess mit den Begriffen einer *Ästhetisierung* und *Stilisierung* der Lebensführung bezeichnet worden – Begriffe, die wir im dritten Kapitel präziser klären werden. An dieser Stelle soll der Hinweis auf die *Kernaussage der Ästhetisierungsthese* ausreichen. Diese besagt, stark vereinfacht, dass sich die Subjekte in den vergleichsweise reichen westlichen Industrienationen *nicht* mehr primär *zweckorientiert*, sondern vorwiegend *ästhetisch* auf ihren Alltag beziehen (vgl. Schulze 1993). Sie stilisieren ihre Lebensvollzüge danach in unterschiedlichen Formen, orientieren sich zu diesem Zweck an gesellschaftlich vorfindbaren bzw. bereitgestellten Stilmerkmalen und identifizieren sich wechselseitig über den Gebrauch und die praktische Kombination dieser Merkmale zu mehr oder minder stimmigen alltagsästhetischen Mustern. Individualisierung bedeutet in dieser Perspektive also keinen Verfall oder Verlust sozialer Beziehungen, sondern ihren Gestaltwandel: Die einzelnen Menschen werden danach nicht länger in hierarchisch gegliederte Klassen integriert, sondern in mehr oder minder gleichrangig ko-existierenden Milieus, Lebensstilgemeinschaften und Szenen zusammengeführt, das heißt in Gruppen, die ihre geteilten Einstellungen, Werte und Lebensziele, ihre Selbst- und Weltbilder, letztlich alles, was ihnen lebenswert erscheint, über gemeinsame Geschmackspräferenzen, Sprachformen, Verhaltensweisen, Bewegungen und Gesten zum Ausdruck bringen. Die Vergemeinschaftung erfolgt in diesen sozialen Gebilden mithin vorrangig, so die These, über die *zeichenhafte Aufladung* und den *symbolischen Gebrauch* aller möglichen Elemente des alltäglichen Lebens; dazu gehören warenförmig angebotene Dinge, Accessoires und Kleidungsstücke ebenso wie eigene Sprachformen und Bewegungen, Konsumweisen und Freundeskreise. In Form von Symbolen, Bildern, Körperformen, Bewegungsmustern, Gesten, Ritualen und Praktiken stellt die Kultur einer Gesellschaft damit ein reiches Inventar für die (Selbst-)Stilisierungsarbeit der Subjekte zur Verfügung.

Kultur wird dabei in einem weiten, nicht nur auf die Bereiche der so genannten Hochkultur (Klassische Musik, Theater, Ballett, etc.) beschränkten Sinn verstanden. Während sich das *sozialwissenschaftliche* Interesse primär auf die *Gesellschaftsstruktur* im Sinne des gesamten Systems der materiellen Reproduktion (Wirtschaft, Technologie und Berufssystem) einer Gesellschaft bezieht, geht es in einer weiten *kultursoziologischen* Perspektive vorrangig um die Erschließung *aller* sinnhaften Dimensionen des Sozialen, die unter den Kulturbegriff subsumiert werden. Kultur umfasst in dieser Sicht das gesamte, von Ungleichzeitigkeiten, Inkohärenzen und auch Widersprüchen gekennzeichnete Gefüge aus Wissensordnungen, zu Codes geordneten Symbolen, expressiven Formen, Deutungsmustern und sinnhaften sozialen Praktiken (zum Beispiel des Arbeitens, Spielens, Unterrichtens, Lernens oder Liebens), in denen und mittels derer die sozialen Interaktionen vollzogen werden und die gesellschaftlichen Akteure ihre geteilten Wirklichkeitsdeutungen herstellen (vgl. Peters 1993, S. 69; Hörning 1997) In diesem Sinn wird Kultur beispielsweise von dem französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss (1989, S. 15) als das gesamte „Ensemble der symbolischen Systeme“ einer Gesellschaft definiert oder von dem US-amerikanischen Kulturwissenschaftler Clifford Geertz (1994, S. 9) als das von den Menschen „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“ verstanden, in das sie sich in ihren Praktiken selber verstricken, so dass sie zu deren *Subjekten* (im Doppelsinn von aktiven Trägern *und* von Unterworfenen) werden.³ In den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften wird dieser Prozess seit einiger Zeit als *Subjektivierung* bezeichnet.

Statt in einen Trauergesang über verlorene Werte und das Ende des Sozialen einzustimmen, bestehen die Ziele der kultursoziologischen Lebensstilforschung demnach darin, die veränderten Formen und Modi der Gruppen- und Gemeinschaftsbildung *theoretisch* herzuleiten, *empirisch* zu erfassen und die beobachtbaren Unterschiede in den (symbolischen) Lebensführungen und Stilkombinationen verschiedener Gruppen von Menschen *typologisch* zu ordnen.

Aufgaben zur Lernkontrolle

- 1.1 Was versteht man in der Soziologie unter dem Begriff „Individualisierung“?
- 1.2 Welche verschiedenen Vorstellungen und Bewertungen von „Individualisierung“ lassen sich in der soziologischen Debatte unterscheiden?
- 1.3 Was versteht man in der Soziologie unter „Stratifikation“?
- 1.4 Unterscheiden Sie objektive und subjektive soziale Schichtung!
- 1.5 Legen Sie dar, warum seit den 1970er Jahren in der Soziologie eine Abkehr von Klassen- und Schichtungskonzepten hin zu individualisierungs- und pluralisierungstheoretischen Zugängen zum Sozialen zu beobachten ist!
- 1.6 Welche Bedeutung haben Lebensstile für diese Zugänge?
- 1.7 Worum geht es in kultursoziologischen Perspektiven im Unterschied zu sozialwissenschaftlichen Perspektiven auf die Gesellschaft?

³ Im ursprünglichen Wortsinn bedeutet subiectum das Unterworfene. Es hat erst in der Neuzeit die Bedeutung einer autonomen handlungsfähigen Einheit erlangt. Schließt man beide Bedeutungen zusammen, dann wären Subjekte Individuen, die sich als autonome Urheber ihrer Handlungen imaginieren und in Form der Freiwilligkeit selbst unterwerfen. Im französischen *sujet* sind beide Bedeutungsdimensionen bis heute erhalten.